

Rezension zu: Hans Bertram: Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. 1997

Fuchs, Marek

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fuchs, Marek (Rev.): Bertram, Hans: Familien leben: neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. Gütersloh: Verl. Bertelsmann Stiftung, 1997. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 22 (1999), 2, 185-190.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-40492>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Hans Bertram, 1997: Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh, 192 S., 36,-DM (ISBN 3-89204-822-3)

Marek Fuchs

Hans Bertram ist einer der prominenten deutschen Wissenschaftler, die sich mit Familie und Partnerschaft als Forschungsgegenstand auseinander setzen. Viele Jahre war er Direktor am Deutschen Jugendinstitut. Unter seiner Leitung entstand dort das aus einer Reihe von Studien bestehende deutsche Familien-Survey. Hans Bertram ist also ein qualifizierter Autor, um über die Situation der Familien in Deutschland, die Ursachen ihrer derzeit zu beobachtenden Umbruchsituation und über Konzepte zum Ausgleich von Partnerschaft bzw. Familie einerseits und Erwerbstätigkeit, sozialer Sicherungssysteme usw. andererseits zu schreiben.

Der vorliegende Band zum Thema „Familie“ ist Teil eines Projekts der Bertelsmann-Stiftung mit dem Titel „Geistige Orientierung“, das aus einer Reihe von Untersuchungen und Gutachten renommierter in- und ausländischer Sozialwissenschaftler besteht. Darin werden Lösungskonzepte für Krisen der modernen Gesellschaften erarbeitet, die sich zusammenfassend als Orientierungsverlust bezeichnen lassen. Dieser Orientierungsverlust wird in engem Zusammenhang mit dem Wandel der Werte und dem Verlust von Sinnhorizonten gesehen. Worin diese Krisen genau bestehen und wie sie überwunden werden können, ist Gegenstand des Bertelsmann-Projekts.

Im Rahmen dieses Ansatzes versuchte der vorliegende Band zunächst einmal, die Krisenhaftigkeit der Veränderungen von Familie und Partnerschaft darzustellen – und zu relativieren. Dazu werden die Krisensymptome der Familie der Gegenwart vor dem Hintergrund der historischen Entwicklung seit Ende des 19. Jahrhunderts gesehen. Zieht man diese längerfristige Perspektive zur Interpretation der Lage der Familie in der Gegenwart heran, so erscheint die Situation keineswegs so dramatisch wie bei einem historisch zu kurz greifenden Vergleich mit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts. Betrachtet man etwa die Scheidungsraten oder den Anteil der Bevölkerung einer bestimmten Altersgruppe, die in einer Ehe leben über den langen Zeitraum von gut einem Jahrhundert, so stellen sich die Veränderungen bei weitem nicht so krass dar. Insbesondere scheinen

dann Parallelen zwischen der Situation in den zwanziger Jahren diesen Jahrhunderts und der derzeitigen Lage auf. Auch wenn dies zunächst noch nicht erklärt, warum Ehe und Familie in historisch unterschiedlichem Ausmaß Zuspruch erfahren, revidiert es doch die Interpretation, wonach Ehe und Familie seit den 50er Jahren unseres Jahrhunderts einem historisch einmaligen Verfall unterworfen seien. Vielmehr eröffnet diese Perspektive den Blick für die historischen und sozialen Ursachen und Faktoren hinter der Häufigkeit, mit der verschiedene familiäre Lebensformen in der Gesellschaft auftreten und als Normalität betrachtet werden. Bertram schließt damit an seine schon früher vertretene Position an, wonach die soziale Differenzierung der Lebensverhältnisse kein prinzipiell neues Phänomen ist, sondern sich bereits in historischen Gesellschaften nachweisen lässt.

Zu diesen Ursachen zählt Bertram mehrere Prozesse: die Transformation im Produktionssektor, den demographischen Wandel seit dem Ende des letzten Jahrhunderts und – mit eingeschränkter Wirkung – die Erosion ehemals selbstverständlich erachteter Werte, die sich im modernen Individualismus zeigt. Betrachtet man diese drei längerfristigen sozialen Prozesse, so Bertram, könne der Wandel der Formen der privaten Lebensführung im Verlauf dieses Jahrhunderts erklärt werden, ohne dass die Entwicklung in den letzten 20 bis 30 Jahren sowie gegenwärtige Situation als krisenhafter Verfall von Ehe und Familie angesehen werden müsste. Vielmehr zeigt sich dann, dass in den meisten Gesellschaften immer mehrere Familientypen und familiäre Lebensformen nebeneinander bestanden haben. Die Pluralität familialer Lebensformen ist demnach keinesfalls ein Kennzeichen der Moderne, sondern ist in vielen Epochen nachweisbar. Vor dem Hintergrund dieser These erscheint dann das „goldene Zeitalter der Familie“ in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts als *historische Ausnahmesituation*, in der die wirtschaftliche Lage und der demographische Wandel die Kernfamilie in besonderer Weise begünstigten.

Die Transformation im Produktionssektor, die Verlängerung der Lebenserwartung und der kulturelle Wandel führten in der letzten 20 bis 30 Jahren zu einer Verschiebung der Formen der familialen Lebensführung, als deren Ergebnis die Kernfamilie an quantitativem Gewicht verliert. Jedoch ist diese Verschiebungen zum einen bei weitem nicht so gravierend wie häufig angenommen, und zum anderen erscheint der Wandel der familialen Lebensformen nicht als ein Prozess der Abkehr von der bis dato bestehenden lebenslangen Einheit von Partnerschaft und Elternschaft. Vielmehr kann das abnehmende Gewicht der Kernfamilie als eine Art Normalisierung des Differenzierungsgrads familialer Lebensformen interpretiert werden. Dieser im ersten Abschnitt entwickelte Ansatz wird in den nachfolgenden Kapiteln 2 bis 4 ausgearbeitet, wobei zunächst der Wandel im Produktionssektor, dann der demographische Wandel und schließlich die Entwicklung zum modernen Individualismus skizziert und diskutiert werden.

Zunächst (Kapitel 2) referiert Bertram Befunde, wonach sich die Einstellungen der Menschen zu und das Verhalten in Familien seit den 50er und 60er Jahren bei weitem nicht so gravierend verändert haben, wie man das bei Kontrastierung einer individualisierungstheoretischen Sicht von Partnerschaft und Elternschaft einerseits und der Parsons'

schen Deutung der Funktion der Familie andererseits erwarten könnte. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die traditionelle Versorgung nicht aufgrund zunehmender hedonistischer Werthaltungen oder wegen der außerhäuslichen Emanzipationsbestrebungen der Frauen an Bedeutung verliert, sondern dass dieser Wandel auf die wirtschaftlichen Erfordernisse einer post-industriellen Gesellschaft zurückzuführen sind, die nicht mehr auf qualifizierte Frauen im erwerbsfähigen Alter verzichten kann. Ausgehend von dieser Diagnose folgt ein engagiertes Bekenntnis zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, um das Modell des „doppelten Lebensentwurfs“ realisieren zu können. Denn die Arbeitswelt gehe bisher immer noch – ohne sachlichen Grund – von der Dominanz der Versorgung aus und richte sich – etwa bei der Gestaltung von Arbeitszeiten und Arbeitsabläufen – zu wenig nach den Bedürfnissen der Familien.

Die Verlängerung der Lebenserwartung und die Verkürzung der Reproduktionsphase (aufgrund sich verringernder Kinderzahlen und geringerer Kindersterblichkeit) hat die im 19. Jahrhundert untrennbar verknüpften Frauen- und Mutterrollen auseinanderfallen lassen (Kapitel 3). Wenn die Lebensphase, in der eine Frau für ihre Kinder zu sorgen hat, lediglich ein Viertel der ganzen Lebensspanne ausmacht, kann die Definition des weiblichen Selbstverständnisses nicht mehr allein über die Mutterrolle erfolgen. Eine sich entwickelnde Berufsorientierung der Frauen ist nur eine Folge dieser Entwicklung, die Bertram ebenso diskutiert wie Konsequenzen für das Heiratsverhalten, die innerfamilialen Beziehungen und die Familiengröße. Dabei betont er, dass diese beobachtbaren sozialstrukturellen Verschiebungen Ergebnis der sich verlängernden Lebenserwartung und der Verkürzung der Reproduktionsphase sind und nicht Resultat eines Wertewandels oder der Emanzipationsbestrebungen der Frauen. Weiter diskutiert er die Wandlungsercheinungen von Ehe und Familie heute und kommt zu dem Schluss, dass beide trotz der oft apostrophierten Scheidungszahlen usw. eine im historischen Vergleich große Stabilität aufweisen: Noch nie gab es so viele Ehen, die 25, 30 oder 40 Jahre andauern; vier Fünftel aller Kinder wachsen bis zum 18. Lebensjahr bei den Eltern auf; die eheliche Treue wird nach wie vor weitgehend beachtet usw. Jedoch hat sich die Funktion der Familie aus Sicht der Individuen auf die Sozialisation der Kinder konzentriert. An die Stelle der lebenslangen Partnerschaft tritt die sequentielle Monogamie, was nach Bertram verständlich sei, solange das Leitbild der neolokalen Gattenfamilie nicht durch das Bild der multilokalen Mehrgenerationenfamilie ersetzt werde. In einem solchen Familienideal ließe sich die Dominanz der Generationenbeziehungen gegenüber der Partnerbeziehung produktiv zur Stärkung der familialen Solidarität verarbeiten. Wenn Individuen die Entscheidung für Kinder auch als „Investition“ in die eigenen Kontaktmöglichkeiten und Unterstützungsnetzwerke im Alter begreifen würden, dann würde ihnen die Entscheidung für Ehe und Kinder im jungen und mittleren Erwachsenenalter leichter fallen. Da dies aber zu z. T. erheblichen Konflikten im doppelten Lebensentwurf von Frauen und zu Überlastungen in der Lebensphase zwischen 25 und 45 Jahren führen kann, plädiert Bertram für eine Auflösung der industriegesellschaftlichen Normalbiographie und des

ihr zugrunde liegenden Drei-Stadien-Modells und für eine Neuorganisation der beruflichen Ausbildung, der „Karrierestrukturen“ und des Sozialversicherungssystems.

Im vierten Abschnitt diskutiert Bertram kritisch den behaupteten Zusammenhang zwischen der zunehmenden Individualisierung und der Bereitschaft, eine Familie zu gründen, aufrecht zu erhalten und in ihr Solidarität und Altruismus zu zeigen. Dabei setzt er sich mit den drei prominenten Theorieentwürfen von Coleman, Etzioni sowie von Miegel und Wahl auseinander. Alle drei Ansätze konfrontiert er mit mikrosoziologischen und ökonomischen Daten über das Verhalten von Individuen in der Familie und kommt zu dem Schluss, dass sich der generelle Zusammenhang zwischen dem zunehmenden Hedonismus, der Selbstverwirklichung und der Individualisierung einerseits und einer abnehmenden familialen Solidarität andererseits nicht halten lässt. So zeigt Bertram, dass zwar die Kinderzahl sinkt, aber die Eltern heute dennoch weit mehr Zeit und Geld in jedes einzelne Kind investieren als jemals zuvor. Weiter führt er in Auseinandersetzung mit Etzioni an, dass die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern heute intensiver und zeitlich ausgedehnter sind als noch in den 50er und 60er Jahren usw. Als Resümee dieser Diskussion hält Bertram fest, dass die Individualisierung zwar unbestreitbar eine Kenngröße der modernen Gesellschaft sei, dass sich aber der aufgrund der Verknüpfung von Individualisierung und z. B. Scheidungsraten behauptete Wirkmechanismus auf der Mikroebene nicht bestätigen lässt. Vielmehr kommt es zu Friktionen zwischen dem Wandel von einer industriellen zu einer post-industriell produzierenden Wirtschaft einerseits und anderen Lebensbereichen sowie lebensgeschichtlichen und familialen Normalvorstellungen andererseits. Dies kann nur durch einen Wandel der familialen Lebensformen aufgefangen werden.

Während in den 50er und 60er Jahren diesen Jahrhunderts das Leitbild und die gesellschaftliche Realität der neolokalen Gattenfamilie mit dem Produktionssektor, der Schule, dem Ausbildungssystem und den sozialen Sicherungssystemen eine nahezu symbiotische Einheit ergab, haben sich als Folge der Verschiebungen im Produktionssektor Spannungen zwischen diesem und anderen sozialen Lebensbereichen ergeben, die durch die Familien nur unter großen Schwierigkeiten aufgefangen werden können. Bertrams These lautet sehr verkürzt: Die Familie lebt nach wie vor. Sie hat als Reaktion auf Veränderungen in der Arbeitswelt – oder allgemeiner: im Produktionssektor – lediglich ihr Antlitz verändert. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, die geringere durchschnittliche Kinderzahl oder die Entwicklung hin zur sequentiellen Monogamie nicht als Krise, sondern als Ausdruck der enormen Anpassungsfähigkeit familialer Lebensformen an die sozialstrukturellen Gegebenheiten zu interpretieren. Und so ist dann auch der recht positive Titel des Buches zu verstehen: „Familien leben“.

Ausgehend von diese Diagnose enthält der Band eine Reihe von Vorschlägen, wie die Konflikte und Problemlagen, denen Familien in der modernen Gesellschaft ausgesetzt sind, vermindert werden könnten. Denn der Wandel im Produktionssektor wird nur eingeschränkt von einem entsprechenden Wandel in anderen Lebensbereichen begleitet.

Um die daraus resultierenden Lasten für die Familien zu verringern – und wohl auch, um die Neigung der Individuen zur Familiengründung zu erhöhen – sollten sich nach Bertrams Auffassung das Ausbildungssystem, die Sozialversicherungssysteme und die biographischen Leitbilder ebenfalls wandeln. So wird etwa – um nur einige Beispiele zu nennen – vorgeschlagen, die sozialen Sicherungssysteme so umzustrukturieren, dass die gleichberechtigte ökonomische Partnerschaft eines Paares zur Basis wird. Und es wird angeregt, das Leitbild der Normalbiographie von der Dreiteilung in Lern- oder Vorbereitungsphase, Aktivitätsphase und Ruhephase weiterzuentwickeln, so dass ein langes Leben als „Patchwork“ bzw. als Kette unterschiedlicher Tätigkeiten verstanden und gelebt werden kann. Weiter wird vorgeschlagen, die Kinderbetreuungsmöglichkeiten stärker auf die Bedürfnisse erwerbstätiger Frauen zuzuschneiden. Schließlich fordert Bertram eine Revision des Familienlastenausgleichs im Rahmen von Steuerrecht und Sozialleistungen.

Auffallend und positiv zu würdigen ist, dass Bertram damit eine Abkehr von der industriegesellschaftlichen Vorstellung der Normalbiographie und der Versorgerehe propagiert. Positiv ist zu diesen Gestaltungsvorschlägen außerdem zu vermerken, dass er eine Sicht der Individualisierung favorisiert, die nicht von einer vorschnellen Kritik daran – Individualisierung als Ursache für den Niedergang der Solidarität in der modernen Gesellschaft – geprägt ist, sondern darin auch die Chance zur Weiterentwicklung sieht. Bertram scheint es sinnvoller, darüber nachzudenken, wie in Familie, Schule und Ausbildung Jugendliche und junge Erwachsene sich so entwickeln können, dass sie „aufgrund ihrer Selbstachtung auch andere wirklich achten können“ (S. 176).

Insgesamt legt Bertram mit der Studie eine kohärente Darstellung vor, in der die zentralen Befunde zur Entwicklung familialer Lebensformen solide zusammengestellt und mit der populären Auffassung konfrontiert werden, dass Ehe und Familie aufgrund der Individualisierung an Bedeutung verlieren würden. Diese These wird durch die Darstellung sehr weitgehend widerlegt. Kritisch anzumerken ist die für die Zwecke dieser Studie zwar möglicherweise zu rechtfertigende, aber der sozialen Wirklichkeit wohl nicht entsprechende analytische Zugriff, bei dem von einer Dominanz des Produktionssektors ausgegangen wird – von dort gehen ja nach Bertram die Impulse für einen Wandel der familialen Lebensformen aus. Hier scheint die Diskussion etwas überpointiert.

Der Band richtet sich an ein sozialwissenschaftlich interessiertes Publikum und will allgemein über die Entwicklung von Partnerschaft und Familie informieren: In den Abschnitten 2 bis 4 werden die Aussagen vielfältig empirisch belegt, ohne dass aus dem vorliegenden Band eine im engeren Sinne wissenschaftliche Arbeit würde, in der jede Aussage durch eine Fußnote oder einen Literaturverweis belegt wird. Durch die Betonung einer datenbasierten und historischen Sicht auf die tatsächlichen Wandlungen von Ehe und Familie sowie die engagierte sozialpolitische Intention regt der Band zur Dis-

kussion an. Die beigelegte Kurzfassung sowie das zusammenfassende Kapitel 5 machen das Buch auch für den eiligen Leser empfehlenswert.

Dr. Marek Fuchs
Lehrstuhl für Soziologie II
Katholische Universität Eichstätt
85071 Eichstätt
Tel.: ++49.8421.93-1278
Fax: ++49.8421.93-2278
e-Mail: marek.fuchs@ku-eichstaett.de

Jürgen Pelikan/Stefan Wolff (Hrsg.), 1999: Das gesundheitsfördernde Krankenhaus. Konzepte und Beispiele zur Entwicklung einer lernenden Organisation. Juventa-Verlag, Weinheim, 276 S., 46,- DM (ISBN 3-7799-1174-4).

Jost Bauch

In den letzten Jahre wurde der Versuch unternommen, Gesundheitsförderung u. a. als Strategie der WHO auch auf das Krankenhaus als einer der wichtigsten Institutionen des Gesundheitswesens anzuwenden. Gesundheitsfördernde Krankenhäuser, so die Idee, sollen die Gesundheit ihrer Patienten und Mitarbeiter sowie die Bewohner des regionalen Umfeldes durch Programme der Gesundheitsförderung verbessern. Gleichzeitig soll sich das Krankenhaus durch Organisationsentwicklung zu einer „lernenden Organisation“ umwandeln und Ziele der Gesundheitsförderung in die Organisationsprogramme übernehmen und integrieren. Der von Pelikan und Wolff herausgegebene Reader beschäftigt sich mit den gesundheitspolitischen, den organisationswissenschaftlichen und interventionstheoretischen Grundlagen der Integration der Gesundheitsförderung in die Krankenhausarbeit. Der Band illustriert Projektstrategien, wie sie seit 1989 im Rahmen eines WHO-Modellprogrammes in Wien und seit 1993 im europäischen Pilotkrankenhausprojekt des internationalen Netzwerkes gesundheitsfördernder Krankenhäuser umgesetzt werden. Acht Praxisprojekte aus deutschen und österreichischen Krankenhäusern illustrieren Vorgehensweisen und Erfahrungen aus der Sicht von Wissenschaftlern und Krankenhauspraktikern. Den Praxisberichten ist ein ausführlicher theoretischer und konzept-